Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 2. Posen, den 13. Januar. 1884.

Was die Meereswellen sagen.

Eine Strandgeschichte von F. von Stengel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gunil eilte rasch durch den Hof, dem hübschesten der beiden Häuser weiter unten zu, das sie in wenigen Augenblicken erreichte. Ehe sie eintrat, warf sie noch einen Blick nach der Bucht; das Boot ihres Vaters lag schaukelnd bei den anderen, ein junger Bursche war allein dort beschäftigt, Jan Mertens mußte also schon im Hause sein, was auch die halboffene Thür verrieth.

Rasch trat sie in die Stube.

Jan Mertens stand am Fenster; er war ein stattlicher Fünfziger, eine hohe, wetterfeste Gestalt mit Muskeln und Gliedern, die sich im Kampfe mit den Elementen gestählt und bewährt hatten. Seine Gesichtszüge waren wie aus Bronce gegossen, hart und scharf, die dunklen, buschigen Brauen und Wimpern beschatteten graue Augen, deren Blick sonderbarer Weise etwas Scheues, Irrendes hatte, das nicht zu dem Gesichte und der Gestalt paßte. Unwillkürlich fragte man: schaute das Auge immer so, und was hat dieser Mann zu verbergen und zu fürchten? Um die schmalen zusammengepreßten Lippen lag ein Ausdruck von roher Festigkeit, der jedoch wohlthuend gemildert werden konnte durch ein freundliches Lächeln, das das ganze Gesicht verschönerte und es dann statt hart und verschlossen gutmüthig und offen erscheinen ließ. Freilich, das Lächeln spielte nur selten um den Mund, und in den Jahren, seit Gunil erwachsen war, hatte sie es kaum bemerkt, aber der Zug war da, und daß es früher nicht so selten gewesen, das bewies eben die Linie, die es gezogen.

Als Gunil eintrat, schaute Mertens fast düster nach ihr hin und erwiderte auf ihr „Guten Abend, Vater, habt Ihr eine glückliche Reise gehabt?" mit einem kaum verständlichen Marmeln.

„Wo hast Du Dich herumgetrieben," sagte er dann, „warum bleibst Du nicht im Hause? — Ich bin müde und hungrig und warte auf das Essen."

„Es ist Alles bereit, Vater," entgegnete sie, während sie aus der Tischschublade Messer und Gabeln, aus einem weitthürigen Wandschranke Brot und Rauchfleisch nebst einem Kruge holte und Alles hinstellte. „Kommt und trinkt einen Schluck, ich hole die Suppe." Sie schob den hochlehnigen Stuhl zurecht und ging dann hinaus, um nach wenigen Minuten mit einer dampfenden Schüssel wieder zu kommen.

„Wollt Ihr nicht essen, Vater?" fragte sie, als er, noch immer am Fenster stehend, keine Miene machte, ihrer Aufforderung zu folgen. „Es scheint, Ihr seid nicht zufrieden," fügte sie dann bei, ihn prüfend anschauend.

„Mit der Reise schon," antwortete er, an den Tisch tretend, „hier ist das Geld." Damit zog er einen ledernen Beutel aus dem Gurt. „Der Markt war nicht schlecht heute. Du sollst auch ein buntes Tuch haben zu Pfingsten, kannst es Dir wählen drüben in Blasungen."

„Ich danke Euch, Vater" entgegnete Gunil in einem Tone, dem man anhörte, daß ihr Sinn nicht nach Putz trachtete. „Und sonst? — Habt Ihr nichts gehört?" fragte sie dann.

„Muß ich denn etwas gehört haben?" sagte er ausweichend, während er sich zum Essen niedersetzte.

„Ihr habt es," erwiderte sie rasch, vor ihm stehen bleibend, „mir könnt Ihr das nicht verbergen, es ist etwas nicht, wie es sein sollte. Was ist es, geht es mich an?"

„Dich? Nun ja, aber es ist am Ende doch gut," sagte er zögernd.

„Was ist's? Von Hjalmar Klausen?" forschte sie.

„Von ihm."

„Dachte ich's doch!" rief sie. „Und das sagt Ihr erst jetzt?"

„Nur ruhig, Mädchen," beschwichtigte er, „vielleicht ist es ja gar nicht wahr, und wenn es wahr ist, so lasse Dir keine grauen Haare darüber wachsen. Es giebt mehr Burschen und bessere."

„Laßt das, Vater," unterbrach sie ihn ernst, mit einer Ruhe, die die innere Erregung, welche sich durch das Zucken der Lippen und die krampfhafte Geschäftigkeit, mit der sie ihr Schürzenband auf- und wieder zuknüpfte, verrieth, nur schlecht verbarg. „Was habt Ihr gehört?"

„Leute haben erzählt: Hjalmar Klausen sei in London gewesen," sagte Mertens zögernd.

„Nun?" fragte sie, „was ist dabei? Vergangenes Jahr war er auch dort."

Er lachte. „Das ist's gerade. Heuer war er in schöner Gesellschaft."

„Wie so, ich versteh' Euch nicht?"

„Nun, er sei mit einer Dirne gesehen worden und einem Kinde," sagte Mertens, verstohlen zu der Tochter schielend.

„Ihr lügt!" schrie das Mädchen jäh auf.

„Gesehen hab ich's nicht," entgegnete er ruhig, „auch hat man es nicht mir erzählt."

„Und Ihr sprecht es nach?!" sagte sie fast drohend, mit vor Empörung bebender Stimme.

„Besser, Du hörst es durch mich, als durch Andere, morgen läuft es durch den ganzen Ort," begütigte er.

„Es ist eine freche Lüge; wer hat es aufgebracht?"

„Gehört hab ich's."

„Von wem? Von Holger? dann ist's um so mehr gelogen."

„Er hat es nicht aufgebracht. Nils Konert ist zurück, der hat es ihm erzählt."

„Nils Konert ist gar nicht mit Klausen auf einem Schiff gewesen."

„Aber er hat ihn in London begegnet mit der Dirne und dem Jungen."

„Und ich glaube es doch nicht," beharrte Gunil, aber in einem Tone, der deutlich verrieth, wie schwer ihr das Nichtglauben ward.

„Das kannst Du halten, wie Du willst," entgegnete ihr Vater, „ich sage Dir nur Eins: einen liederlichen Tochtermann will ich nicht."

„Und ich heirathe keinen Treulosen," erwiderte sie rasch.

„Dann sind wir ja Eines," sagte er gezwungen lachend.

„Nicht so, wie Ihr meint," fiel sie rasch ein. „Auf Klausen trifft es nicht."

„Was hast Du an ihm?"

„Ich habe ihn lieb, das ist genug."

„Ja, wenn man nicht satt essen will,“ lachte der Vater. „Besser wäre es, Du gäbst ihn auf.“

„Nie! Ich habe Euer Wort.“

„Das nehme ich nicht zurück. Wenn er das Brautgut bringt, mögt Ihr Hochzeit halten, aber bis dahin hat es gute Wege.“

„Das ist meine Sache.“

„Nicht allein. Die Sache muß bald ein Ende nehmen, ich will keine alte Jungfrau im Hause. Ist's mit dem Klausen nicht bald richtig, so wähle ich den Schwiegersohn.“

„Zum Spätherbst ist Hjalmar hier,“ sagte Gunil bestimmt.

„Meinst Du? Sie sagen, er habe sich neu einschreiben lassen für so und so viele Jahre,“ entgegnete er.

„Eine Lüge paßt zur andern,“ erwiderte sie achselzuckend, anscheinend gleichgiltig, während sie den Tisch abräumte und dem Vater die Pfeife reichte.

„Willst Du nicht essen, Gunil?“ fragte er, jetzt erst bemerkend, daß sie keinen Bissen berührt hatte.

„Ich danke Euch, Vater,“ entgegnete sie, „ich habe keinen Hunger.“ Dabei nahm sie das Geräthe und ging hinaus.

Er schaute ihr nach. „Sie konnte mich dauern, armes Ding,“ sagte er halblaut, „aber es muß sein,“ fügte er hart bei. „Wahr ist ja wohl, was Holger gehört hat. — Ich hätte es dem Burschen nicht zugetraut. — Doch gut ist's, daß es so kam, ich könnte ihr ja nicht helfen, und wäre er zehnmal treu.“

Gunil war unterdessen in den Hof gegangen; langsam schritt sie durch das Gärtchen, da und dort beim schwachen Dämmerlichte des Abends eine Pflanze aufbindend, oder ein Geräthe an einen besseren Platz stellend. Der Wind war Sturm geworden und in schweren Tropfen fiel der Regen. Sie achtete nicht darauf. Sie öffnete die Thür im Steinwall und spähte in die Nacht hinaus. Das dumpfe Brausen des Meeres begleitete das Heulen und das Pfeifen des Windes, der sie fortzureißen drohte, hätte sie sich nicht an den Wall gelehnt. Und doch empfand sie kaum etwas von dem Stürmen und Toben; wie sie Alles, was sie gethan, seit sie die Stube verlassen, nur mechanisch verrichtet hatte, so hörte und sah sie auch jetzt kaum, was um sie geschah. In ihr stürmte und tobte es anders noch. Die Ruhe und Langsamkeit ihrer Bewegungen war wie die Schneedecke über einem glühenden, gährenden Vulkan.

Und doch, was hatte sie denn gehört — durfte sie das so ergreifen? Oder war es die Geschichte der Mutter Klausen, deren Anspielungen auf ihren Vater, die sie so außer Rand und Band brachten? Das war es nicht; was lag ihr an Holger — und von ihrem Vater glaubte sie nie und nimmermehr, was die Alte wohl meinte. Das hatte sie vergessen. Vergessen über ein Gerücht, über eine Verleumdung! Morgen wird sich schon Alles erklären, ein Brief Hjalmar's spricht ihn frei, und der Brief kommt sicher, es ist ja gerade an der Zeit dafür, er liegt vielleicht schon auf der Post zu Blasungen und zudem, der, welcher das Gerücht aufbrachte, war Holger, Holger, der, Gott weiß weshalb, Klausen nie leiden mochte, Holger, dem sie stets mißtraute, von dem sie das Schlimmste glauben konnte. — Aber sie mußte an das Gehörte denken, gegen ihren Willen, gegen ihre Vernunft, gegen alle Wahrscheinlichkeit.

Jetzt sah sie in Frau Klausens Stube den ersten Lampenschimmer. Soll sie hingehen und ihr die Nachricht bringen? Nein, heute nicht, warum der Mutter die Nachtruhe stören? Morgen bei Tage kann man lachen über die dumme Geschichte und die eigenen dummen Gedanken.

Horch, wie die See braust, der Wind pfeift, ist's nicht, als lachten sie über sie, höhnten und spotteten? Was rufen denn die Wellen? Hjalmar falsch! Treulos! — Nein, nein! so heißt es nicht! Gunil, wie kannst Du's glauben? Wo ist Dein Vertrauen? Hast Du vier Jahre gewartet, um im fünften zu verzagen? Mädchen sei stark! Glaube ihm! Vertraue!

Ja, die Meereswellen haben Recht; sie glaubt, sie vertraut! — noch einen letzten Blick hinüber nach der Fluth, nach den wilden Wogen. Die Worte, die sie rufen, sind tröstend, aber sie selbst sind so düster und so drohend, wie die Gedanken in des Mädchens Herz.

Sie wollte in den Hof zurückgehen, als ein Mann aus dem Dunkel auftauchte und sich ihr näherte. Sie bemerkte ihn erst, als er schon neben ihr stand, und sein Gruß sie erschreckte. Es war Holger.

„Guten Abend, Gunil Mertens, seid Ihr so spät noch außen? Es ist nicht einladend. Wie?“ sagte er.

„Guten Abend, Nachbar,“ entgegnete sie und zog dabei die Thüre an.

Er hielt das Schloß fest: „Halt, darf man eintreten?“

„Ich kann es Euch nicht wehren,“ erwiderte sie schroff, „aber es ist spät, und der Vater müde.“

„Ich habe mit ihm zu reden.“

„Dann macht es kurz, ich will die Thür schließen.“

„So schläfrig? Seid Ihr nicht neugierig auf unser Erzählen?“ fragte er mit widerlicher Freundlichkeit.

„Lügen hört man immer früh genug,“ war ihre herbe Antwort.

„Ihr seid scharf heute Abend, Gunil,“ lachte er.

„Ich bin, wie ich bin, was bekümmert es Euch?“

„Mich, das wißt Ihr nur zu gut. Ihr kennt mich und ich Euch.“

„Ihr mich, vielleicht ich Euch nicht,“ sagte sie.

„Ich versteh' Euch nicht, Gunil, Ihr gebt mir ein Räthsel auf. Gehe ich nicht bei Euch ein und aus, seit Ihr geboren. Wir sind alte Freunde.“

„Nicht, daß ich wüßte.“

Er lachte gezwungen. „Ihr habt einen schlimmen Tag heute.“

„So geht mir aus dem Wege,“ damit trat sie zur Seite, die Thür in der Hand haltend, als erwarte sie, daß er, der auf der Schwelle stand, sich entferne. Er that es jedoch nicht, sondern, die Thür heftig aufstoßend, sagte er: „Ich will zu Eurem Vater.“

„Er ist in der Stube,“ entgegnete sie und wich ihm aus. Erst nachdem er in's Haus getreten, folgte sie ihm, aber nicht in das Zimmer, sondern sie stieg die Treppe hinauf in ihre Kammer. Dort saß sie im Dunkeln, bis sie hörte, wie ihr Vater den Nachbar hinausbegleitete. Sie lehnte an der Treppenbrüstung und schaute hinunter. Der rothe Schein der Lampe, die Mertens in der Hand hielt, fiel grell auf die untersetzte Gestalt Holger's, dessen Gesicht widerlich freundlich grinste, als er sagte: „Jan Mertens, es bleibt dabei, aber eilt, das Warten kann ich nicht ertragen.“

„Nun ja, will schon sehen, wir verstehen uns ja,“ entgegnete dieser, gezwungen lachend.

Gunil berührte das Lachen eisig kalt, ihr war, als gelte es ihr. Holger ging. Mertens rief die Treppe hinauf:

„Gunil, komm herunter.“

Sie folgte rasch.

„Wo steckst Du denn den ganzen Abend,“ fragte ihr Vater.

„Ich mag Holger nicht,“ sagte sie kurz.

„Du magst ihn nicht? Wirst es schon noch lernen. Er ist der reichste Mann im Dorfe.“

„Was ist mir sein Geld!“

„Was es nicht ist, kann es noch werden,“ lachte er.

„Vater, laßt die Späße. Ich leide sie nicht.“

„So, meinst Du? Wirst schon noch anders reden,“ entgegnete er gleichmüthig.

„Ich? Nie!“ — —

II.

Feierlich tönte das Pfingstläuten der Dorfkirche hinaus in die Weite, über die grüne See, die heute so festlich im Frühlingsglanze leuchtete, deren Wellen von keinem Lüftchen gekräuselt sich sanft hoben und senkten, deren Murmeln am Strande, auf dem weißen Dünensande klang wie das leise Wiegenlied einer Mutter, die ihr Kind in den Schlaf lullt.

Von den einzelnen Häusern zogen in langen Reihen die Strandbewohner zum Dorfe, ernst und gesammelt die Männer und Frauen, die Kinder froh nach Schmetterlingen jagend, die sich auf dem gelben Ginster wiegten, die jungen Burschen und Mädchen reihenweise, doch gesondert von einander — es paßt sich so auf dem Wege zur Kirche, da gilt es ernst und gemessen

sein, — aber ein Blick herüber und hinüber ist keine Sünde, und mancher Gruß wird verständnißvoll gewechselt.

Als es zum letzten Male läutete, trat Gunil Mertens aus dem Hause. Wie schön sie heute war, in dem dunklen, faltigen Rocke, der knappen Miederjacke und der seidenen Schürze, um den Hals die vielfach geschlungene, schwere Bernsteinkette, die Stirn beschattet von dem breitrandigen Hute mit fliegenden Bändern. Aber auf ihrem Gesichte lag eine düstere Wolke, die sonst nicht da war. Seit dem Abende, wo ihr Vater ihr die Kunde über Hjalmar Klausen brachte, hatte sie sich festgelegt und war nicht mehr gewichen, so sehr sie sich auch abmühte. War doch das Gehörte genug, um Kummer und Sorge in ihr Herz zu bringen, und wenn sie es tausendmal Lüge nannte.

Langsam und bedächtig schritt sie, ganz allein, trotzdem es ausgeläutet hatte; sie eilte auch nicht den anderen Mädchen nach, sie blieb gerne allein, gar jetzt.

Eine Gruppe junger Burschen stand noch unter den Buchen an der Kirche; sie grüßten freundlich, als Gunil jetzt vorbei kam. Sie erwiderte den Gruß mit einem Kopfnicken und dankendem Wort, sah aber nach keinem der jungen Männer und hörte nicht, wie der Eine sagte:

„Ob sie es schon weiß von Klausen's Hjalmar? Sie dauert mich."

„Ja," meinte ein Anderer, „verdient hat sie es nicht."

Sie ist jung und schön, sie tröstet sich wieder," sagte ein Dritter. „Der Klausen ist auch nicht besser, als ein Anderer."

„Recht ist es doch nicht von ihm."

„Wenn es wahr ist?"

„Warum sollte es nicht wahr sein?"

(Fortsetzung folgt.)

Dora.

Novellette von Marie Landmann.

An einem trüben Herbstnachmittage ging ein Mann durch die Straßen der großen Stadt, langsam, wie ein Spaziergänger, der zur Sommerszeit im Walde lustwandelt, ohne des nassen Weges, des fallenden Regens und des schneidend kalten Windes zu achten. Die Hände auf dem Rücken, mit gesenktem Kopfe schritt er, in sich gekehrt, wie träumend dahin, aus den breiten belebten Straßen in immer engere, stillere, bis in die Stadttheile, wo die Wogen des großstädtischen Lebens stiller fließen und eine arme, verkommene Bevölkerung in dumpfen Gassen ihr dunkles Dasein fristet.

Ein vorbeifahrender, mit einem Hunde bespannter Wagen, der hart an ihn anstreifte, weckte ihn aus seinem Grübeln. Er blickte auf. Die Gegend war ihm fremd und der nächste Vorübergehende, den er fragte, nannte ihm eine Straße, die er nur dem Namen nach als eine der armseligsten und verrufensten kannte. Kopfschüttelnd suchte er sich über den Rückweg zu orientiren, als er fühlte, daß eine empfindliche Nässe durch seinen Stiefel drang, der auf eine, ihm selbst unklare Art, wahrscheinlich durch das anstreifende Rad, zerrissen sein mußte.

„Auch ein Abenteuer," murmelte er, sich aufrichtend, „und eine Droschke ist hier nirgends zu bemerken. Wohnt nicht hier in der Nähe ein Schuhmacher, Kleine?" wandte er sich an ein zerlumptes kleines Mädchen, das auf der Schwelle eines Hauses saß und unter seinen ungekämmten Haaren scheu nach ihm hinlugte.

„Hier hinten auf dem Hofe, drei Treppen hoch."

„Möchtest Du mich hinführen?"

Das Kind ging ihm durch den dunkeln Hausflur und über einen kleinen, unsaubern Hof voran in ein Hinterhaus.

„Drei Treppen hoch, links," sagte sie stehenbleibend. Er tappte in halber Reue über sein Unternehmen die tief ausgetretenen Stufen der steilen Treppe hinauf und fand mehr tastend als sehend die Thüre links. Aus der großen, aber niedrigen Stube drang der eigenthümliche Geruch von Pechdraht und Leder, der ihn sofort überzeugte, daß er richtig gegangen war. Ein langer, hagerer Mann stand auf seine Frage nach dem Meister von seinem Schemel auf und erklärte sich bereit, den zerrissenen Stiefel sogleich zu flicken. Während er wartend auf dem einzigen Rohrstuhl saß, hatte er Zeit, den Raum und seine Bewohner zu mustern. Nothdürftiges Geräth, abgenutzt und unsauber, stand unordentlich umher; an einem qualmenden Ofen hantirte eine Frau von abschreckender Häßlichkeit. Der Fremde hatte anfänglich sie und den Mann für die einzigen Anwesenden gehalten. Erst ein Hüsteln, welches aus der Tiefe des Zimmers kam, machte ihn aufmerksam, daß dort an dem hintersten der beiden Fenster eine weibliche Gestalt saß. Es war anscheinend ein noch junges Mädchen mit blassem Gesicht und röthlichen Haaren, das sich tief auf sein Nähzeug bückte und von seiner emsigen Arbeit kaum einmal nach dem Fremden hinsah.

Der Stiefel war indeß fertig geworden. Er zog ihn an, fragte nach dem Preise und griff in die Tasche, um die kleine Summe zu bezahlen, aber das Portemonnaie war fort — gestohlen, wie er sich augenblicklich sagte.

„Das ist schlimm, mein guter Mann," wandte er sich an den Schuhmacher. „Ich habe kein Geld bei mir, aber ich werde es Ihnen morgen bringen. Wollen Sie mir auf mein ehrlich Gesicht trauen?"

Der Schuster sah den fremden Herrn prüfend an. Die anständige, wenn auch etwas nachlässige Kleidung und das edle, feine Gesicht schienen ihm Sicherheit zu bieten. Er winkte mürrisch:

„Schon gut, ich kann warten."

Unten an der Treppe erwartete ihn seine Führerin, sprach ihn um eine Gabe an und sagte, als er sie abwies:

„Ich bin so hungrig."

„Dann komm mit," versetzte er kurz entschlossen und ging schnell, elastischen Schrittes, die schlanke, nicht allzu große Gestalt fest aufgerichtet, vor ihr her, bis er in bekannte Gegenden kam. „Rudolf!" rief er einem jungen Manne, der an ihm vorüber wollte zu, „borge mir doch zwei Groschen."

„Weil Du es bist, Georg," sagte der Angeredete und reichte ihm lachend ein Geldstück.

Er ging darauf mit dem Kinde in den nächsten Bäckerladen und kaufte ihm eine lange Reihe Semmeln.

„Höre," rief er, als die Kleine nach kurzem Dank fort wollte, „haben die Schustersleute auch Kinder?"

„Nein," sagte sie stehenbleibend, „bloß eine Stieftochter."

„Wohl das Mädchen, das am Fenster nähte? Sie ist krank, nicht wahr!"

„Die Dore mit den rothen Haaren? Bewahre, sie kann blos nicht gehen, und da sitzt sie immer am Fenster und näht. Meine Mutter sagt, sie hat es besser, als wir andern."

Eine Viertelstunde später saß Georg in seinem stillen Zimmer am Schreibtisch, auf welchem schon die von der Wirthin angezündete Lampe brannte. Er dachte noch einmal mit einem Gefühl sicheren Behagens flüchtig an die düstern Räume, die er heut gesehen hatte, zurück und vertiefte sich dann in die Arbeit. Am nächsten Tage ging er, seine Schuld zu berichtigen. Er fand Niemand in der Stube, als das Mädchen, das emsig, wie am vorigen Tage, nähte und nur bei seinem Eintritt einen Augenblick aufschauend, sagte, daß der Vater ausgegangen wäre, aber bald wiederkommen würde.

„Ich bringe nur das Geld für die gestrige Reparatur. Sie können es wohl in Empfang nehmen," erwiderte er näher tretend.

Ihr krankes Aussehen fiel ihm, als er so unmittelbar vor ihr stand, noch mehr auf als das erste Mal. Die Gestalt war schmal, das unschöne Gesicht blaß und abgemagert, und unter den rothen Haaren trat die hohe, blaugeaderte Stirn in ihrer durchsichtigen Weiße peinlich hervor. Georg legte einige Apfelsinen, die er unterwegs gekauft hatte, zugleich mit dem Gelde in ihren Schoß. Sie sah erstaunt auf:

„Für wen ist das?"

„Für Sie, wenn Sie die kleine Erquickung von mir annehmen wollen," erwiderte er etwas verlegen. „Sie können sie nehmen, ich bitte Sie darum."

„Ich danke Ihnen," sagte das Mädchen einfach.

Der eigenthümliche Wohllaut der Stimme fiel Georg angenehm auf. Sie nahm jede einzelne Frucht in die Hand.

„Wie köstlich das riecht! Und wie gütig von Ihnen, an mich zu denken. Ich sollte mich schämen, von Fremden eine Gabe zu nehmen," fuhr sie leiser fort, „aber ich sehe, daß Sie es gut meinen, und dankbar bin ich Ihnen, so sehr dankbar!"

„Lassen Sie nur, Kind," sagte er noch verlegener. „Wie heißen Sie doch?"

„Theodora. Dora sagte meine gute Mutter und Dore werde ich jetzt genannt."

„Ihre Mutter ist todt?"

„Ja, seit zehn Jahren."

„Aber Sie sind hier bei Ihrem Vater?"

„Nur mein Stiefvater und seine Frau. Meine Mutter starb zwei Jahre nachdem wir hier hergezogen waren. Sie hat die Stadtluft nicht vertragen."

„So wohnten Sie früher auf dem Lande?"

„Auf dem Lande!" sagte sie aufathmend. „Mein Vater war Gärtner; wir hatten ein Häuschen und einen Garten. Wenn Sie wüßten, wie schön es war! Im Sommer trug mich mein Vater jeden Morgen vor die Thür hinaus; da saß ich unter den Bäumen, hörte die Vögel singen und die Bienen summen und konnte den Schwalben nachsehen, wenn sie hoch hinaufschossen durch die klare Luft und die weißen Wolken, die am blauen Himmel hinzogen."

Sie brach plötzlich, selbst über ihre Gesprächigkeit erschreckend, ab, und er sah verwundert das Mädchen an. Ihre Augen glänzten und ihre Stimme hallte klingend durch den stillen Raum.

„Nun, den blauen Himmel und die Wolken können Sie doch jetzt noch sehen."

„Nein," sagte sie traurig, „hier sieht man nur ein kleines Stückchen Himmel, die Sonne scheint nie herein und ich kann ja nicht fort, außer, wenn sie mich einmal im Sommer in den Hof hinunter tragen. Ach, wie gern ich wieder einen Baum sehen möchte! Vor unserm Hause stand ein Apfelbaum, so groß und schön, und er trug so schöne Aepfel. — Ob diese hier nicht auch an solchen Bäumen wachsen?" Sie deutete auf die Apfelsinen.

„Gewiß, Dora," erwiderte er lächelnd, „an schönen Bäumen mit glänzendem, dunklem Laube."

„Aber die wachsen nicht bei uns?"

„Nein, Kind, in andern Ländern, wo der Himmel blauer ist und die Sonne goldener leuchtet."

„Waren Sie da schon?"

Sie fragte es scheu, verwundert, staunend, und er, wie von fremder Gewalt gedrängt, begann von seinen Reisen zu erzählen und vergaß die düstere Schusterwerkstatt in der verrusenen Straße und das kranke, häßliche Mädchen, das athemlos lauschend vor ihm saß. Er wandelte wieder an den glücklichen Gestaden des Mittelmeers unter Lorbeer und Myrthen und fuhr wie aus einem Traume auf, als der Schuhmacher eintrat. Ueber seine Selbstvergessenheit lächelnd, gab er Dora die Hand und dem Schuster das Geld und ging, nachdem er dem Mann auf seine dringenden Bitten versprochen hatte, ihm Arbeit zuzuwenden.

Er ging langsam, noch träumerischer, grübelnder, als er sonst pflegte, heimwärts. So fest gebannt zu sein an ein düstres Zimmer, krank und hilflos, ohne Freude, ohne Liebe, ohne Sonnenschein — Georg schauderte bei der Vorstellung und suchte sie abzuschütteln, aber vergeblich. Sie störte ihn bei seiner Arbeit und verfolgte ihn bis in seine Träume hinein. Er schickte dem Schuster die versprochene Arbeit und ging einige Tage darauf selbst hin — um nachzufragen, ob sie fertig sei, sagte er dem Manne. In Wahrheit trieb es ihn, sich nach dem Mädchen umzusehen, deren trauriges Loos ihn tief ergriffen hatte, und die seine Phantasie in eigenthümlicher Weise beschäftigte. Freilich, ein armes, gelähmtes Mädchen, das seit zwölf Jahren in der Schusterwerkstatt hinsiechte, war nichts besonderes, und mancher andere hätte sich gesagt, daß so etwas oft vorkommt. Aber Georg hatte ein weiches Herz, das bei fremdem Elend in Mitgefühl blutete, und Georg war ein Dichter, dessen Phantasie das Alltägliche mit geheimnißvollem Reiz umwob.

Es war an einem Sonntag, und Dora nähte diesmal nicht; sie hatte ein zerlesenes Buch vor sich auf den Knieen liegen, das sie ihm bereitwillig zeigte: Fouqué's Undine. Eine alte Nähterin, die früher im Hause wohnte und ihr manchmal Bücher borgte, hatte es ihr geschenkt, erzählte sie auf sein Befragen. Sie hätte es wohl fünfzig Mal gelesen und kenne es fast auswendig. Er fragte, ob sie weiter keine Bücher hätte.

„Nein," sagte sie, „es bringt mir Niemand mehr welche. Einmal hatten wir einen Gesellen, der Sonntags las und mir seine Bücher geben wollte, aber ich konnte sie nicht lesen. Es wurde mir davon so wirr im Kopfe und schwer im Herzen."

Von diesem Tage an brachte Georg ihr Bücher in sorgsamer Auswahl, wie er sie ihrem Gesichtskreis angemessen glaubte. Er fand bald zu seinem Erstaunen, daß es stets das beste war, was ihr am meisten gefiel, und war bemüht, immer Schöneres, Edleres für sie herbeizuschaffen, mit einem so liebevollen Eifer, als ob dies seine einzige Lebensaufgabe wäre. Allmählich kam es — und er hätte selbst nicht angeben können, wie es kam — daß er jeden Nachmittag die drei engen, steilen Treppen hinaufstieg. Ließ er sich einmal von diesem Gange zurückhalten, so war er unruhig und mit sich selbst unzufrieden. Er wußte ja, daß Dora ihn erwartete, und daß es eine Sünde war, die Arme vergeblich harren zu lassen, für die sein Kommen den einzigen Lichtblick ihres freudlosen Daseins bildete. Darum kam er immer wieder und überwand allmählich den Widerwillen, den ihre Umgebung ihm einflößte. Ihr Stiefvater war rauh und mürrisch, aber nicht schlecht, und behandelte den fremden Herrn, der ihm Arbeit und Verdienst gab, so höflich, wie es überhaupt in seinem Wesen lag. Die Frau, deren Rohheit und Häßlichkeit Georg besonders abstieß, war anfangs grob gewesen und hatte ihm zu verstehen gegeben, daß sie solche feinen Besuche nicht brauchen könnte: Dora versäumte über dem Lesen die Arbeit und sie hätte nicht Lust, sie umsonst zu füttern und zu bedienen. Seitdem bezahlte er ihr, was sie als Dora's täglichen Verdienst genannt hatte, und konnte nun unbehelligt bei Dora sitzen und im Gespräch mit ihr den Dunst und das Geräusch der Werkstatt vergessen.

Es wehte in der That ein reinerer Hauch in ihrer Nähe, die kleinen Scheiben ihres Fensters waren immer blank geputzt und auf dem Fensterbrett stand ein Myrthenstöckchen und Reseda. Sie sagte ihm, was sie gelesen hatte, ließ sich erklären, was sie nicht verstand, und er war ein eifriger, geduldiger Lehrer. Sie fragte viel, denn ihr Wissen und ihre Kenntniß der Welt waren gering, aber bald bekundeten ihre Fragen einen Geist, der nur der Anregung bedurft hatte, um sich überraschend zu entwickeln. Wenn er sprach, hing ihr Auge an seinen Lippen, und er sah an dem Ausdruck ihres Gesichtes, daß sie ihn verstand, oft ehe er noch vollendet hatte. Es schien ihm zuweilen, als wüßte sie durch höhere Eingebung, was andere mühsam lernen müssen. Er staunte, wenn sie das, was er ihr erzählt, freilich mit dem Blick und Worten eines Dichters erzählt hatte, so in sich aufnahm, als habe sie es selbst gesehen und erlebt; wenn sie ihm Antworten gab, die in ihrer Einfachheit so voll unbewußter Weisheit waren, daß alles erlernte Wissen ihn arm dagegen dünkte. Sie lernte nicht mit dem Verstand allein, sondern zugleich mit allen Kräften ihres Seins, wie ein Mensch, der, aus dunklem Gefängniß in's Freie geführt, nun Luft, Licht, Farbe, Töne und Wohlgerüche zugleich mit allen Sinnen und mit ganzer Seele einsaugt. So führte er sie in die Welt, in seine Welt ein, mit seinen Augen lernte sie sehen und sah die Dinge nicht in ihrer gemeinen Wirklichkeit, sondern in verklärter Wahrheit, wie sie sich in einer Dichterseele spiegeln. Was erst ein Werk der Barmherzigkeit gewesen war, das wurde ihm allmählich eine Freude und zuletzt ein Bedürfniß.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.